

Jens Böttcher

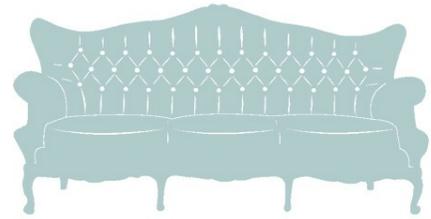


DER TAG,
AN DEM GOTT
NICHT MEHR
GOTT HEISSEN
WOLLTE

Erzählung



adeo



STERNSCHNUPPENHAGEL

*Himmlisches Tagebuch. Außerhalb menschlicher Zeitrechnung,
Datum und Uhrzeit unbekannt.*

.....

Ich habe immer noch nicht gepackt. Johanna und Petrus waren doch etwas enttäuscht über meinen Wunsch, mich allein um meine Reisetasche zu kümmern. Ihr Schmerz war aber recht schnell gelindert, als ich mich wärmstens für ihre liebevolle Absicht bedankt hatte.

Ich bin in Gedanken schon sehr bei Leon. Er hat ein so schönes Herz. Und er spielt wunderschön Klavier. Nur sein Verstand ist längst wie eine Mauer und er glaubt, sich weiter dahinter verstecken zu müssen. Er ist ein Denkmeister. Er fürchtet sich. Hinter seinen dicken selbst gebauten Wänden jedoch wartet in Wirklichkeit kein Ungemach, sondern die zutiefst befriedende Verbindung zu mir, zu unserer Schöpfung, zu den Engeln und den Blumen und allem, was ist. Dort in der Mitte seiner Seele befindet sich sein wunderbarer kindlicher Glaube, der schon so lange darauf harrt, endlich wieder frei zu sein. Oh, wie ich mich darauf freue, ihm zu begegnen. Es wird gar nicht leicht sein, in sein Gedankensystem hineinzuwehen. Er wird vermuten, dass er sich mich nur ausgedacht hat, wahrscheinlich wird er sich anfangs sogar von meiner Gegenwart bedroht fühlen. Das habe ich schon ein paarmal erlebt. Ich werde aber gewappnet sein. Ich schicke ihm schnell noch eine Inspiration: Wenn er jetzt darüber nachdenkt, was er eigentlich glaubt, wird sein Herz schon etwas weicher sein, wenn wir uns begegnen. Schließlich, nach einer kleinen Weile, wird Leon dann auch mir helfen können. Er und ich und viele andere werden beschenkt sein und werden sehen – und es wird gut sein.

Wie wunderbar sie doch sind, unsere Menschen. Wie ausufernd schön uns doch überhaupt dieser blaue Planet gelungen ist, meiner Zauberhaften und mir. Meine Güte, das war aber

auch eine herrliche Schöpfungszeit damals. Sie und ich – wir waren natürlich verliebt bis über beide Flügel, es war eine Epoche besonders ausschweifender und heiterer Schaffenskraft. Die Ideenfunken sprühten und spritzen zwischen uns hin und her, es war wie ein entfesselter, orgiastischer, lichtatmender Sternschnuppenhagel. Absolut fantastisch, was unsere Liebe alles zu schaffen vermag, was für eine atemberaubende Energie in ihr ist. Ich spüre das alles noch, als wäre es gestern gewesen. Na gut, es war ja irgendwie auch gestern, na ja, nein, vorgestern, nein, eigentlich war es doch heute. Auch wenn es natürlich schon ein paar Millionen Jahre her ist. Zugegeben, es ist unmöglich das mit der Zeit richtig zu erklären, wenn man an einem Ort wohnt, an dem es sie gar nicht gibt.

Memo 1: Vor der Abreise – sobald ich den menschlichen Körper übergestreift habe – möchte ich noch eine der kleinen angeleiteten Erleuchteten-Meditationen von Gautama machen, um mein Zeitempfinden endgültig auf menschliche Einschränkungen herunterzupegeln. Ich möchte bei dieser Inkarnation gern gegen den Jetlag gewappnet sein, der sich zwangsläufig einstellt, wann immer ich die freie Zeitzone des siebenten Himmels verlasse. Das war beim letzten Mal mindestens so problematisch wie die Sache mit der vergessenen Zahnbürste. Der innere Druck, der in der Welt der festgelegten Minuten und Stunden zwangsläufig entsteht, war ohne Vorbereitung etwas zu viel für meinen absolut frei fließenden Geist. Das ist wie Tiefseetauchen. Hab damals zwei Tage lang furchtbare Kopfschmerzen gehabt – und das muss ja nun wirklich nicht schon wieder sein. Auch ohne ich schon wieder diese lästige Allergie, die mich meist wenigstens einmal befällt, wenn ich Mensch werde. Es sind nicht die Blütenpollen, mit denen komme ich wunderbar zurecht – es ist eine gewisse Art von verächtlicher Selbstgerechtigkeit, die mir zuweilen die menschliche Nase rötet und mir heftige Niesanfälle verursacht. Nichts wirklich Schlimmes, es ist nur etwas unangenehm.

Memo 2: Checkliste. Packen. Gautamas Jetlag-Meditation. Zahnbürste nicht vergessen.

Memo 3: Zahnbürste nicht vergessen!





DAS BUCH LEON

*Leons Tagebuch. Dienstag, 11.9,
der spärlich beleuchtete Schreibtisch in der kleinen
Dachkammer des Waldhäuschens, 23.29^h*

.....

Warum denke ich jetzt plötzlich auch noch über meinen Glauben nach? Daran ist wahrscheinlich die kleine Geschichte schuld, die ich hier reingekritzelt habe. Gottes Champagner-Besuch. Jeder Psychologe würde mir attestieren, dass diese freien Tage mich in kontemplative, unruhige Gedankengewässer führen – und dass ich dabei feststelle, mich immer nach einer vertrauenswürdigen Vaterfigur gesehnt zu haben. Stimmt natürlich. Ich habe ja nie einen Vater gehabt. Obwohl ich einen hatte.

Was meinen Glauben angeht, war ich schon immer vollkommen sicher in meiner traumwandlerischen Unsicherheit. Ich wusste jedenfalls immer, dass ich an irgendetwas glaube. Ich glaube sogar an „Gott“, seit ich geradeaus gehen kann. Aber Gott ist nur ein Wort, nicht wahr? Wie füllt man es? Jeder füllt es anders, jeder auf seine Weise. Derzeit gibt es knapp acht Milliarden Menschen auf dieser Welt, also gibt es auch acht Milliarden Religionen und Glaubensentwürfe. Jeder lebt und glaubt auf seine Weise. Die meisten glauben dabei an sich selbst, auch wenn sie irgendeine offizielle Version von Gott als Alibi vorschieben.

Ich war zum Glück nie religiös. Allein der Gedanke schreckt mich ab. Den Glauben an einen Gott, den ich mir wie alle anderen selbst zurechtgebastelt habe, brauchte ich aber

trotzdem schon immer – meiner angeblichen Klugheit zum Trotze.

Ich erinnere mich nur an sehr wenige Sätze, die mein Vater sagte. Einen habe ich aber nie vergessen, der ging so: *Kluge Leute glauben nicht, kluge Leute wissen*. Der Satz hat mich total eingeschüchtert. Aber ich konnte ihn dennoch nie unterschreiben. Ich wusste ja nichts, das war mir klar. Mir blieb nur der Glaube. Spätestens seit mir bewusst geworden war, dass ich allein zu schwach war, in diesem sonderbaren Leben zu bestehen.

Ich hatte eines Abends auf Tour mit Rick mal ein erhellendes Gespräch mit einem fahrenden Händler in einer runtergewirtschafteten Hotelbar. Wir tranken reichlich Rotwein, er rauchte Kette, ich rauchte schon Pfeife. Wir unterhielten uns, begannen schwachbrüstig herumzuphilosophieren, als sei es ein intellektueller Wettbewerb, und kamen schließlich unweigerlich auf das große Glaubensthema. Auch der Reisende sagte, Glauben sei etwas für schwache Menschen, mein Vater und er hätten wahrscheinlich gute Freunde sein können. Ich nickte. Dann lächelte ich ihn an und sagte: „Ja, genau.“ Ich fühlte mich nicht angegriffen durch die abschätzige Bemerkung, sondern eher bestätigt und befriedet.

Ja, so einer bin ich. Ich bin schwach. Und wenn ich grade zufällig mal wirklich stark bin, um im Leben etwas „gelingen zu lassen“, dann bin ich es doch eigentlich nur, weil ich meine Schwäche spüre.

Ich fand es immer besonders, wenn mir zufällig etwas gelang, und dann war ich dafür irgendwie dankbar. Viele Menschen würden das wohl mangelndes Selbstbewusstsein nennen. Ich habe es immer als überschüssiges Selbstbewusstsein empfunden – das Bewusstsein für ein Selbst nämlich, das nicht wirklich zu fassen oder zu definieren ist und es sich auch gar nicht erst anmaßen sollte, es zu versuchen.

Schon als Kind war diese Schwäche Teil meines Wesens. Ich hatte ein offenes Herz, wenigstens für eine kleine Weile. Mit meiner Tante Hilde konnte ich hübsche Gespräche über Gott und das Leben führen. Meine Eltern waren ja nicht da – erst waren sie nicht da, weil sie so sehr mit sich selbst und mit Arbeiten beschäftigt waren, und dann waren sie nicht da, weil sie gestorben waren. Sie waren Opfer eines schweren Zugunglücks. Ich war damals acht. Dann kam ich zu Tante Hilde und Onkel Robert. Hilde galt allen Außenstehenden als irgendwie weltfremd, weil sie in ihren spirituellen Gedanken so umherflatterte, aber für mich war genau das ganz wunderbar. Sie war wohl das Beste, was mir damals passieren konnte. Immer wenn sie über den Himmel sprach, wärmte sie damit mein Herz. Da oben war nämlich laut Hilde alles gut. Hier unten war es das ganz offensichtlich nicht.

Hilde inspirierte mich wohl auch dazu, mir Gott als den Erfinder der Blumen und der Sonne vorzustellen. Das war ein schönes Gefühl. Es funktionierte. Ich musste darüber nie viel nachdenken. Für mich stand fest: Gott war ein Künstler. Ich war ein heimlicher Verehrer von ihm. Oder von ihr. Dass Gott ein Mann sein sollte, stand für mich nie wirklich fest. Warum auch? Ich habe zu viele Männer getroffen, die Vollidioten waren.

Mich zum Beispiel.

Gott war auf jeden Fall weise und gut. Unerreichbar gut. Und unerreichbar fern. Ich musste und wollte darüber nicht mehr wissen. Es brauchte keine weiteren Worte. Worte kamen später. Mit den vielen Gedanken. Als ich den Mount Everest des Erwachsenseins bestiegen hatte.

Als ich neun Jahre alt war, habe ich jedenfalls zum ersten Mal auf dem Schulhof für Gott gestritten. Einer der anderen Jungs plapperte nach, was er wohl zu Hause aufgeschnappt haben musste. Der Dialog ging etwa so:

Der: „Hä? Glaubst du etwa an Gott, du Weichei?“

Ich: „’türlich. Und ich bin kein Weichei, du Volltrottel.“

Der: „Haha. Tröööt. Nanananana, Leute, kommt mal alle her, Leon, der Schwachkopf glaubt an Gott, so was Albernes! Mein Vater weiß das aber ganz genau und der hat gesagt, Gott gibt es in echt gar nicht, den haben sich nur die Menschen ausgedacht, die zu blöd sind, die Wissenschaft zu kapieren!“

Ich fand das total merkwürdig und erklärte dem Jungen und den herbeigeeilten anderen, die wahrscheinlich eher auf eine saftige Prügelei hofften als auf einen apologetischen Disput, dass doch genau andersherum ein Schuh draus werden musste. Gott hatte sich natürlich den Vater von dem Burschen ausgedacht und nicht der Vater von dem Burschen sich Gott. Dass er sich alle anderen Menschen auch ausgedacht hatte, vermutete ich damals ja auch schon. Schließlich zeigte ich zum Beweis meiner theologischen These auf die Blumen, die so wunderschön am Rande des Schulhofs blühten. Und dann sagte ich zu allen, die um uns herumstanden: „Da, guckt mal, in den Blumen, in ihnen könnt ihr Gott sogar *sehen*. Und wenn ihr eure Nase dicht genug an die Blütenblätter haltet, könnt ihr ihn sogar *riechen*.“

Natürlich wusste ich selbst nicht, ob oder wie das empirisch zu belegen wäre, aber es fühlte sich total richtig an und war nebenbei der erste und einzige apologetische Triumph meines Lebens: Der andere Bursche hatte plötzlich überhaupt keine Argumente mehr. Was sollte er